

Ein Freund von mir hatte sich eine Zeit lang mit Parasiten beschäftigt und hat daraufhin eine Sammlung von Abbildungen angelegt, die Frauen zeigten, die Mücken und andere Schädlinge mit Sprays bekämpfen. Das hatte mich an eine Erzählung erinnert, die wir mal im Französischunterricht gelesen hatten. Es ging um ein junges Paar, so weit ich weiß, einen deutschen Soldaten und eine französische Frau, die sich während der Besatzungszeit kennenlernen. Eine Szene hat mich damals etwas verstört zurück gelassen. Darin tötet die junge Frau eine Mücke und der Soldat war so schockiert von ihrer Grausamkeit, dass er nicht weiter mit ihr sein konnte. Ich wollte die Erzählung unbedingt meinem Freund zeigen und habe deshalb über meine ehemalige Schule versucht den Kontakt meiner Französisch Lehrerin zu bekommen, um sie nach Autor_in und Titel zu fragen.

Ich habe sie erreicht, aber sie konnte sich an eine solche Erzählung nicht erinnern.

Viel später habe ich mal einen Anruf einer Nummer erhalten, die ich nicht kannte. Als ich zurückrief, war der Mann meiner ehemaligen Lehrerin dran. Er reichte mich weiter und sie wendete sich mit einer Bitte an mich. Sie fragte, ob ich bereit wäre, einen Text für sie zu schreiben. Eine halbe Seite bis Seite. Sie sei inzwischen im Vorsitz des Vereins der Ehemaligen der Schule, sie sei ja pensioniert, und da gäben sie im Jahr immer ein Magazin heraus, in dem auch ein_e Ehemalige_r Schüler_in von seinem_ihrem „Werdegang“ berichtete, also was alles nach dem Abitur passiert sei. Ich konnte nicht nein sagen, weil ich die Anfrage auch rührend fand. Sie sagte, es würde doch so aufregend klingen, dass ich jetzt als Künstlerin in Berlin lebte. Ich dachte selbst, dass das ja gar nicht so schlecht klingt. Also sagte ich ja.

Ich habe dann das Schreiben so lange vor mir hergeschoben, bis die Deadline verstrichen ist und habe mich einfach nie wieder gemeldet. Jetzt habe ich ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber. Ich möchte nun hier versuchen einen Beitrag zur Ehemaligen Zeitschrift so zu schreiben, wie ich ihn gerne abgegeben hätte und der meine eigene Situation vor etwa einem Jahr spiegelt. Also:

Ich habe nach dem Abitur in mehreren Städten Kunst studiert. Zuletzt bin ich nach Berlin gezogen, wo ich jetzt wohne. Ich hatte während des Studiums nicht damit gerechnet, dass es mir in finanzieller Hinsicht zu Gute kommen würde. Ich hatte aber die Vorstellung davon, dass ich damit kein Problem haben würde, so lange ich mich mit dem beschäftigen kann was mich interessiert - und dafür erschien mir die Kunst der ideale Raum. Ich war auch vom Elternhaus her keine sichere finanzielle Lage gewöhnt und hatte daher keine Angst davor. Nachdem mein Abschluss nun etwa 2 Jahre zurückliegt¹, muss ich feststellen, dass mein Plan nicht aufgeht. Ich führe ein prekäres Leben (was ich ja erwartet hatte) aber gleichzeitig habe ich nicht genug Zeit mich mit dem zu beschäftigen was mich interessiert. Ich kann meine künstlerische Arbeit nicht in dem Maße verfolgen, in dem ich

¹ inzwischen sind eher drei Jahre nach dem Abschluss vergangen.

es mir erhofft hatte und dadurch erscheint mir meine Situation zuweilen wie ein Teufelskreis. Denn umso weniger ich mich dem widmen kann was ich machen will, umso unwahrscheinlicher wird es, dass ich dafür (auch finanzielle) Anerkennung bekomme. Ich weiß natürlich, dass es den meisten Leuten, die ich kenne, ähnlich geht und fühle mich dadurch als Künstlerin nicht in Frage gestellt. Meine Zweifel daran, ob das Künstlerin sein eine gute Sache ist, kommen aus einer anderen Richtung.

Ich habe während des Studiums in der Werkstatt einer kommerziell erfolgreichen Künstlerin gejobbt. Ich finde sie nett und ihre künstlerische Arbeit schlecht. Das hat mich aber nicht gestört, weil ich bisher immer dachte, es wäre hilfreich, wenn man sich mit seiner Lohnarbeit nicht zu stark identifiziert. Während dem Studium gelang es mir ziemlich gut die nötige Distanz zu dem Job zu behalten. Nach dem Abschluss war das schwieriger, weil ich auch öfter arbeiten musste und die Lohnarbeit dadurch einen größeren Teil meines Lebens besetzte.

Ich möchte die Arbeit in ihrem „Studio“ kurz beschreiben. Es gab in ihrem Unternehmen zu dem Zeitpunkt mehrere hierarchisch organisierte Ebenen. Von oben herab aufgezählt war das wie folgt: Die Künstlerin hatte eine „Studio Managerin“ die wie der Name sagt allgemein das „Studio“ managte. Dann gab es 3 „Production Manager“, von denen öfter welche kündigten, weshalb es unter diesem Umstand auch mal nur einer oder zwei waren. Zusammen mit einer Architektin und einem freien Mitarbeiter, der „Manuals“ für verkaufte Arbeiten erstellte, saßen all diese Leute in einem Büro. Sie waren gut angezogen. Im Büro arbeiteten Leute, die als Kunsthistoriker_innen, Architekt_innen, Designer_innen und Künstler_innen ausgebildet waren und dort wurde deutsch gesprochen. Mit wenigen Ausnahmen, waren auch alle, die ich hier als Mitarbeiter_innen bezeichne, scheinselfständig Beschäftigte.

In der Werkstatt gab es ab einem bestimmten Zeitpunkt zwei „Workshop Manager“ und ansonsten 3-7 freie Mitarbeiter_innen (also ebenfalls Selbständige), die in aller Regel an internationalen Kunsthochschulen studiert hatten. Die beiden „Manager“ arbeiteten 4-5 Tage die Woche und alle anderen zwischen 3 und 5 Tagen, je nach Bedarf. Wir haben dort bestimmte Schritte (meistens das „Finish“) der Produktion durchgeführt. Es waren händische, handwerkliche, körperlich anstrengende Arbeiten. Eine besonders gefragte Aufgabe war das Schleifen und Polieren von Metallskulpturen, die zuvor in einer Schlosserei gefertigt worden waren. Es wurde auch geschnitzt, geklebt, gebaut, usw. Wir haben Arbeitskleidung getragen und waren dreckig von der Arbeit. Es wurde englisch gesprochen, weil die meisten das konnten.

Von meinen Arbeitserfahrungen geprägt, arbeite ich gerade an einem Exposé, um mich damit auf einen künstlerischen PhD über künstlerische Arbeit und deren Bedingungen zu bewerben in dem ich das oben beschriebene Arbeitsverhältnis folgendermaßen reflektiert hatte: „Da Kunstschaffende als vorbildlich für den postfordistischen Kapitalismus gelten, interessiert mich besonders die produktiv, handwerkliche Ebene der beschriebenen Kunstproduktionsstätte. Hier manifestiert sich nämlich ein weiterer Widerspruch bzw. eine scheinbar widersprüchliche Gleichzeitigkeit. Innerhalb der Arbeitsstätte, in der von den

Beteiligten höchste „Kreativität“, Flexibilität und Identifikation mit dem_r arbeitgebenden Künstler_in bei selbständiger Projektarbeit eingefordert wird - alles Merkmale eines postfordistischen Arbeitsverhältnisses - findet auf unterster Ebene (also dort, wo die Ware eigentlich hergestellt wird) zugleich fordistische Arbeitsteilung statt. Es werden unter enormem Zeitdruck (Wochenend- und mehr als 10-Stundenschichten sind nicht ungewöhnlich) und zum Teil gesundheitsschädlichen Bedingungen, einfache, handwerkliche Tätigkeiten vollbracht, die nicht selten monotonen, repetitiven Charakter haben.“ Diese Arbeitsrealität hat mich ziemlich abgeturnt, auch wenn mich das gleichzeitig faszinierte. Was ich beschrieben habe ist kein Einzelfall, solche Produktionsstätten sind durchaus gängig. Es gibt aber auch Künstler_innen, die sich für etwas anderes entschieden haben (also eine andere Art künstlerisch zu arbeiten und nicht in der oben beschriebenen Form ihre Arbeiten produzieren zu lassen) und damit ebenso sichtbar sind. Mit meiner „Chefin“ hätte ich nicht tauschen wollen, obwohl und weil sie auf einem Level agierte, wo sie mit Millionenbeträgen jonglierte. Konzeptuell spielt die Art der Produktion für sie keine Rolle. Sie stellt sich in Interviews selbst als antikapitalistisch dar. Sie ist eine Unternehmerin. Als ich mir zuletzt in Italien Renaissance Kunst ansah, fühlte ich mich an ihre Produktionsstätte erinnert. In vielen Fällen waren die Arbeiten, die wir herstellten, bereits im Vorfeld verkauft, waren also eigentlich Auftragsarbeiten (Luxusware). Ich habe den Job irgendwann nicht mehr weiter gemacht, aber das Bewusstsein darüber, an was ich da eigentlich teilnehme ist nicht weggegangen. Zum Teil spiegelt sich das auch in meiner sozialen Umgebung. Hierzu noch einmal aus meiner Bewerbung: „Obwohl es eine Gruppe ist (also eine auch auf Ausgrenzung basierende Gemeinschaft derjenigen, die sich als Kunstschafter verstehen und von solchen als solche verstanden werden), in der sich Künstler_innen definieren, ist es eine Gruppe, die wiederum auf extremer Vereinzelung beruht. Das ist nicht überraschend, wenn man bedenkt, dass man also eigentlich permanent - in allen sozialen (und gleichzeitig professionellen) Situationen - entweder mit potentieller Konkurrenz (anderen Künstler_innen) oder eben potentiellen Unterstützer_innen (Galerist_innen, Kurator_innen etc.) konfrontiert ist, die man entweder fürchtet oder sich etwas von ihnen erhofft. Künstler_innen sind in extremem Maß abhängig voneinander/untereinander. Auch wenn das vielleicht etwas naiv klingt, finde ich es irritierend in welchem Ausmaß Künstler_innen bereit sind untereinander in Konkurrenz zu stehen und diese Konkurrenz auch performen, obwohl es für die meisten Beteiligten möglicherweise einfacher oder wenigstens angenehmer wäre untereinander solidarisch zu sein. Warum sind Künstler_innen untereinander nur begrenzt (in Kleingruppen) solidarisch? Wenn wie das Netzwerk „Kunst und Arbeit“ feststellt, Kunstschafter vor Allem mit dem Organisieren ihres Zusammenlebens beschäftigt sind², wie könnte eine wünschenswerte Organisation dieses Zusammenlebens aussehen? Und wenn es sich bei Künstler_innen nunmehr um Lohnabhängige handelt, die sich kaum von allen anderen Lohnabhängigen unterscheiden, auch wenn sie sich noch immer überwiegend in und

² Vgl. Netzwerk Kunst & Arbeit (Hg.), art works, Ästhetik des Postfordismus, b_books, Berlin, 2015, S. 107

durch ihren Klüngel professionalisieren (aber eben nicht legitimieren)³, wenn also Kunst nicht länger ein autonomes Feld ist, gibt es dann eine Möglichkeit sich nicht nur untereinander, sondern auch mit anderen Lohnabhängigen zu solidarisieren und wie könnte das aussehen?“

(Auch) Den hier zitierten Text habe ich nie abgegeben, weil mir im Zuge der Recherche klar wurde, dass ich so etwas gar nicht machen will, also mich nach außen stellen und das Feld beobachten, ohne weiter auf die selbe Art involviert zu sein, was aber die ursprüngliche Motivation für die Bewerbung gewesen war. Schon vorher bin ich in eine anarchosyndikalistische Gewerkschaft eingetreten, deren Strategien zur Verbesserung der Arbeitsverhältnisse ihrer Mitglieder für mich persönlich schließlich naheliegender erscheinen, als einen Langtext über solche Verhältnisse zu schreiben. Ich will versuchen es hinzubekommen Kunst so zu machen, wie ich es richtig finde und im Idealfall widerständig gegen das oben beschriebene Unternehmerkünstler_innen Szenario zu arbeiten. Also weiter ausprobieren, sich organisieren und sich gegenseitig helfen.

Für Beteiligte ist das, was ich in meinem Beitrag versuche zu beschreiben, kein Geheimnis. Hätte ich den Text so bei meiner ehemaligen Lehrerin abgegeben, hätte er aber vielleicht Leser_innen gehabt, die mit dem Kunstbetrieb nicht auf die selbe Art vertraut sind, und daher keinen solchen Einblick haben. Wenn ich meine Eltern auf dem Land besuche und da dann von ihnen als Künstlerin in Berlin vorgestellt werde, dann sind die Nachbar_innen meistens ziemlich neugierig und bewundern das auf eine Art. Diese Bewunderung ist mir immer sehr unangenehm. Ich komme mir dann wie eine Hochstaplerin vor, weil ich selber denke, dass das woran ich da beteiligt bin (also der Betrieb) keineswegs das einhält, was es nach außen verspricht (auch wenn es natürlich Ausnahmen gibt und ich selber mit meiner nicht kommerziell orientierten künstlerischen Praxis auch ganz andere Möglichkeiten habe).

Zumindest für diejenigen, die in den Betrieb involviert sind und auch diejenigen, die sich darum bemühen, ist denke ich klar, dass der *kommerzielle* Kunstbetrieb eine Branche ist, in der es überwiegend um Luxuswarenproduktion und entsprechende Wertschöpfung geht und weniger um einen nicht verwertbaren künstlerischen Erkenntnisgewinn. Ich bin mir unsicher, ob das über die Involvierten hinaus so offen kommuniziert wird. Daher wäre die Ehemaligen-Zeitung wohl auch ein interessanteres Format gewesen, als eine Dissertation, die dann überwiegend da zirkulieren würde, wo sie keine richtige Überraschung ist. Jetzt mache ich ja den selben Fehler hier, aber das fühlt sich viel besser an, als 5 Jahre über was deprimierendes zu grübeln.

³ Anm.: Das bedeutet, dass sie (die Gruppe der Künstler_innen) zwar sozial wohl weiterhin eine gewisse Exklusivität pflegen - ein scheinbares Außerhalb der Gesellschaft, was vielleicht einfach ein letztes nostalgisches Anhängsel der Modernen, autonomen Kunst ist - sich aber ökonomisch keineswegs von anderen Lohnarbeitenden unterscheiden, die ebenfalls in solchen praktikumsartigen Arbeitsverhältnissen tätig sind, bei denen das Versprechen auf eine „erfolgreiche“, entlohnte Arbeit der eigentliche Zweck ihrer Arbeit ist. (Vgl.: Ebd. S. 100, f.)